Justus Liebig als Student (Rhenane) in Erlangen 1821.

„Eine schlanke Gestalt, ein freundlicher Ernst in feinen, regelmäßigen Gesichtszügen, große, braune Augen mit dunklen schattigen Augenbrauen.“ — —

Platen. Vergl. die Tagebücher des Grafen v. Platen Bd. II Kap. über Erlangen

„Der eine (Liebig) war hager, schlank, aufrechten Ganges, kühn in die Welt hineinblickend“ und „trug einen grünen Flaus mit Stilpkäppchen“.

Schoenbein. Vergl. „Liebig und Schoenbein“ in Kahlbaums Monographien.

Aus Justus Liebigs Lehr- und Wanderjahren.[1]

Von Ferdinand Henrich.

Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 12. Mai 1903.

1. Kindheit und Schuljahre.

1803—1819.

Justus Liebig wurde am 12. Mai 1803 zu Darmstadt als Sohn eines Materialwarenhändlers geboren. In seinem Wesen soll er der Mutter nachgeartet sein, einer einfachen Frau ohne höhere Bildung, der ein schlagfertiger Witz — das Kennzeichen eines scharfen Verstandes — nachgerühmt wird. Vom Vater aber hat er die Liebe zum Experimentieren geerbt, denn der alte Liebig besaß darin reiche Erfahrung. Seit langem bereitete er sich Lacke und Firnisse für sein Geschäft selbst, und es war ihm gelungen, diese Ware durch eigene Versuche so zu verbessern, daß sie großen Absatz fand. Um der erhöhten Nachfrage zu genügen, hatte er sich ein Laboratorium eingerichtet, in dem die Selbstfabrikate hergestellt und neue Versuche gemacht wurden. Auch seinen Laden erhellte der alte Liebig bereits zu einer Zeit mit Gasflammen[2], wo man an eine allgemeine Einführung dieser Beleuchtungsart noch nicht dachte. Alles dies deutet darauf hin, daß Liebigs Vater eine große Vorliebe für chemische Experimente hatte, und diese übertrug er auf seinen heranwachsenden Sohn.

Schon in frühen Kinderjahren sehen wir den kleinen Justus im Laboratorium, wie er dem Vater beim Experimentieren behilflich ist. Bald machte er auch Versuche auf eigene Faust,

---

[1]) Die benutzten Quellen sind am Schlusse aufgeführt.

[2]) Illustrierte Landwirtschaftliche Zeitung vom 6. Mai 1903, S. 398.

und als man ihm das nicht wehrte, wurde das Laboratorium sein liebster Aufenthalt.

Der Vater entnahm seine Rezepte chemischen Büchern, die er teils selbst besaß, teils aus der Darmstädter Hofbibliothek lieh. Als der Sohn mit diesen Werken näher bekannt wurde, faßte er eine solche Leidenschaft dafür, daß er so viele las, als er nur bekommen konnte. Er studierte sie keineswegs nach einer systematischen Ordnung, sondern ließ sich die Bücher geben, wie sie auf dem Gestelle standen, von rechts nach links, von oben nach unten, wie es gerade kam, und verschlang das erhabenste neben dem alltäglichsten. In seinem 15. Lebensjahre war in der Darmstädter Hofbibliothek kein chemisches Buch, das er nicht gelesen, und in den Büchern kein Experiment, das er nicht wenigstens versucht hätte nachzumachen. So erwarb er sich früh umfassende chemische Kenntnisse und Erfahrungen, die freilich nicht systematisch geordnet, sondern wie in einer Trödelbude in seinem Kopfe aufgestapelt waren. Trotzdem wußte er sie trefflich anzuwenden.

Einst sah er auf dem Jahrmarkt einen sogenannten Tausendkünstler, der Flecken entfernte, Töpfe kittete, Essenzen, Fleckseife und auch Knallerbsen feilbot. Die starke Nachfrage der Darmstädter Jugend hatte bald seinen Vorrat an Knallerbsen erschöpft, und der kleine Liebig kam gerade dazu, wie neues Knallmaterial hergestellt wurde.

Zu flüssigem Metall, das der Knabe sofort als Quecksilber erkannte, kam eine rauchende Flüssigkeit, die nun rote Dämpfe ausstieß. Ähnliches hatte Justus beim Scheidewasser (Salpetersäure) beobachtet. Zuletzt gab der Mann zu der brodelnden Masse noch eine Flüssigkeit, die dem Geruche nach Branntwein sein mußte, und bald war das Knallmaterial fertig. Sofort stellte unser junger Chemiker ähnliche Versuche an und hatte so günstigen Erfolg, daß das Geschäft seines Vaters als einziges in Darmstadt bald in der Lage war, Knallerbsen feilzubieten.

Durch diese und ähnliche Proben waren die Eltern zu der Überzeugung gekommen, daß der Knabe hervorragend begabt sei, und um ihn für einen höheren Beruf vorzubereiten, schickten sie ihn auf das Gymnasium. Aber nun begann eine bittere Leidenszeit für unseren Justus. Die Methode, nach der hier

gelehrt wurde, konnte ihm das Verständnis der Lehrgegenstände absolut nicht vermitteln, und so wurde er ein schlechter und unaufmerksamer Schüler. Bald war sein Platz dauernd auf der untersten Bank, und statt dem Lehrer zuzuhören, las er unter dem Tische physikalische und chemische Bücher. Eines schönen Tages wurde er bei dieser Lektüre erwischt, der Lehrer nahm ihm den Kodex ab, sah hinein und rief entsetzt: „Aber Liebig, Liebig was lesen Sie für Bücher, o Gott, was soll aus Ihnen werden?“ „Ein Chemiker,“ war die prompte Antwort. „Habt ihrs gehört,“ sagte der Lehrer zur Klasse, „der Liebig will ein Chemiker werden, ein Chemiker, das ist ja gar nichts,“ und die Kameraden brachen in ein schallendes Gelächter aus. Als ihm nun eines schönen Tages sehr zur Unzeit Knallquecksilber in der Schule explodierte, da wurde er kurzerhand als „hoffnungslos unbrauchbar“ der Schule verwiesen.

Zunächst experimentierte er zu Hause weiter. Nachdem aber eines Tages mit den Scheiben auch das Fensterkreuz seines Dachstübchens auf die Straße geflogen war, wurde sein Forschungstrieb auch den Eltern unheimlich, und sie schickten ihn nach Heppenheim an der Bergstraße zu einem Apotheker in die Lehre. Hier, meinten sie, könne er seine Talente noch am besten verwerten.

Gar bald hatte Justus das Apothekerhandwerk erlernt und nahm dann das Studium seines geliebten Knallquecksilbers wieder auf. Da erzitterte zur Nachtzeit das Haus des Apothekers von einer so gewaltigen Explosion, daß der Lehrling es nicht mehr wagte, sich zu verabschieden, sondern schleunigst nach Darmstadt zurücklief.

Keine gelinde Verzweiflung mag nach diesen Ereignissen im Elternhause geherrscht haben. Doch hatte der Vater die hervorragende Begabung des Sohnes für chemische Dinge erkannt, und wenn er bisher seines Justus Lieblingswunsch, die Hochschule besuchen zu dürfen, nicht erfüllt hatte, so geschah das mit Rücksicht auf die beschränkten Mittel. Nach den bisherigen Erfahrungen blieb ihm aber kaum noch etwas übrig, als nachzugeben, und er tat es um so lieber, als ein von der Regierung gewährtes Stipendium die Kosten erträglicher machte.

2. Auf der Universität.

1819—1822.

So zog denn unser Justus im Jahre 1819 fröhlich und voll guter Hoffnungen rheinabwärts nach der Musenstadt Bonn.

Die chemische Wissenschaft war in jener Zeit in mächtigem Aufblühen begriffen. Der geniale Lavoisier hatte die quantitative Analyse zum leitenden Forschungsprinzip erhoben, das heißt die Bestimmung der Gewichtsmengen, nach denen die Elemente zu chemischen Verbindungen zusammentreten. Als der tragische Tod auf dem Schaffot den großen Forscher mitten aus vollster Tätigkeit herausgerissen hatte, bauten seine Schüler die Pläne und Ideen des Meisters weiter aus und häuften eine wichtige Entdeckung auf die andere. Auch der berühmte Schwede Berzelius und geniale Engländer erforschten auf Grundlage der quantitativen Analyse Mineral-, Pflanzen- und Tierreich mit den größten Erfolgen.

Nur in Deutschland war man zurückgeblieben, die neuen Ideen hatten hier zwar Anhänger, aber keine Vorkämpfer gefunden, und die Forschungen, die hier zutage traten, waren so minderwertig, daß sie den Spott und Hohn des Auslandes hervorriefen. Freilich gab es damals auch noch keine besonderen Lehrstühle für Chemie auf den deutschen Hochschulen. Meist las ein Professor der Medizin oder der Naturwissenschaften ein chemisches Kolleg vom Katheder herab, ohne das Vorgetragene durch Experimente zu erläutern. Ein Theologe oder Jurist hätte gerade so gut Chemie vortragen können. Noch schlimmer war es mit den Laboratorien bestellt, die heutzutage der wichtigste Aufenthaltsort des lernenden Chemikers sind. „Was man so nannte,“ erzählt Liebig später, „waren eher Küchen, angefüllt mit allerhand Öfen und Geräten zur Ausführung metallurgischer und pharmazeutischer Prozesse, niemand aber verstand die Analyse zu lehren.“

Zu jener Zeit lehrte in Bonn der Professor Karl Wilhelm Kastner die Naturwissenschaften, insbesondere Physik und Chemie. Von Hause aus Pharmazeut, verstand er mehr von Chemie als die meisten seiner Fachgenossen, und außerdem hatte er sich als Herausgeber von pharmazeutisch-chemischen Zeitschriften und Lehrbüchern einen bedeutenden Namen er-

worben. Jedenfalls galt er als der berühmteste Chemiker im Umkreis, und seinetwegen war Liebig nach Bonn gegangen.

Der Feuereifer und die eminente Begabung des jungen Studenten hatten bald Kastners Aufmerksamkeit erregt, und Liebig wurde einer seiner Lieblingsschüler. Als Kastner ihm nun gar das heißersehnte Mysterium der chemischen Analyse erschließen wollte, da folgte er seinem Lehrer nach Erlangen, wohin Kastner 1821 berufen wurde. Am 12. Mai 1821 schrieb Liebig sich in das Matrikelbuch der Universität ein[1]) und wir sehen, wie seine schwungvollen, großen, deutlichen Schriftzüge sich von allen anderen abheben.

Name des Studierenden	Vaterstadt	Alter	Stand des Vaters
Carol. Zimmermann	Darmstadt	22 Jahre	Wirt
Joh. Friedrich Roth	Bayreuth	19 --	Sekretär
Tobias Conrad Stadler	Bayreuth	25 Jahre	Landgerichtsdiener
Just. Liebig	Darmstadt	18 Jahre	Kaufmann
Anton Dumbein	Langenselbold	22 Jahre	Ökonom
Wilhelm Hummel	Landau	20 J.	Gerber
Ernst Koorbitz	Baiern	20 J.	Landgerichts-Assessor

Als Gegenstand seines Studiums hatte Liebig angegeben: Naturalia.

Die Universität Erlangen stand damals in hoher Blüte: Gerade war der berühmte Philosoph Schelling in den Lehrkörper eingetreten. „Wir sollen auch Kastner als Physiker

1) Die photographischen Aufnahmen verdanke ich der Liebenswürdigdes Herrn cand. chem. Limmer. Es sei mir gestattet Herrn Limmer auch an dieser Stelle für seine Bemühungen bestens zu danken.

und Porson als Botaniker und dabei noch einen berühmten Historiker bekommen. Unsere Hochschule ist dann ohne Zweifel die vorzüglichste in Deutschland, wenigstens an Geist und Genialität," so schrieb der Dichter August Graf von Platen, der damals in Erlangen studierte, am 4. Dezember 1820 in sein Tagebuch (Bd. II S. 435).

Den Hauptanziehungspunkt bildete aber Schelling. Er war einer von denen, die „mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer" zwingen konnten, und selbst auf ältere Studenten, wie den Grafen von Platen, war der Eindruck seiner Vorlesungen ein gewaltiger. Am 11. Januar schreibt der Dichter in sein Tagebuch: „Dieser außerordentliche Mann verbreitet ein reiches, unabsehbares Leben über die Universität." Der größte Hörsaal konnte die Menge nicht fassen. Türen und Fenster blieben geöffnet und von der Straße her lauschten die Studenten seinen Vorträgen.

„Schellings ganzer Vortrag ist trotz der äußerlich anscheinenden Trockenheit hinreißend. Er erfüllt den Geist mit einer unbeschreiblichen Wärme, die bei jedem Worte zunimmt. Eine Fülle von Anschaulichkeit und eine wahrhaft göttliche Klarheit ist über seine Rede verbreitet. Dabei eine Kühnheit des Ausdrucks und eine Bestimmtheit des Willens, die Verehrung erwecken. Von seiner kühnen Art, sich auszudrücken, nur ein einziges Exempel von heute. Er sprach von dem Subjekte der Philosophie und von der Auffindung des ersten Prinzips, die nur erreicht werden könne durch die Zurückführung seiner selbst zum vollkommenen Nichtwissen, wobei er des Heilands Worte anführte: „Wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder, so könnt ihr nicht eingehen ins Himmelreich." Nicht etwa, setzte er hinzu, muß man Weib und Kind verlassen, wie man zu sagen pflegt, um zur Wissenschaft zu gelangen, man muß schlechthin alles Seiende, ja — ich scheue mich nicht es auszusprechen, man muß Gott selbst verlassen. Als er dies gesagt hatte, erfolgte eine Totenstille, als hätte die ganze Versammlung den Atem an sich gehalten, bis Schelling sein Wort wieder aufnahm und sich darüber verbreitete, um nicht mißverstanden zu werden, wobei er sich wieder des bildlichen Ausdrucks der Schrift bediente: „die alles behalten, werden alles verlieren, die alles dahingeben, werden alles gewonnen haben."

Mir selbst fielen plötzlich bei dieser ganzen Darstellung die Worte Hamlets: „to be or not to be, that is the question“ mit ihrer ganzen Zentnerlast aufs Herz, und es war mir, als wäre mir zum ersten Male das wahre Verständnis derselben durch die Seele gegangen.“

Wie mächtig mußten solche und ähnliche Ausführungen auf die akademische Jugend wirken! — Bald hatte Liebig erkannt, daß er bei Kastner nichts mehr lernen könne, und so suchte er in Schellings Naturphilosophie die Verwirklichung seiner wissenschaftlichen Ideale. Mit größtem Eifer folgte er Schellings Vorlesungen, aber später hat er das bitter bereut. 1840 schreibt er darüber: „Ich selbst brachte einen Teil meiner Studienzeit auf einer Universität zu, wo der größte Philosoph und Metaphysiker des Jahrhunderts die studierende Jugend zur Bewunderung und Nachahmung hinriß. Wer konnte sich damals vor Ansteckung sichern? Auch ich habe diese an Worten und Ideen so reiche, an wahrem Wissen und gediegenen Studien so arme Periode durchlebt; sie hat mich um zwei kostbare Jahre meines Lebens gebracht; ich kann den Schreck und das Entsetzen nicht schildern, als ich aus diesem Taumel zum Bewußtsein erwachte. Wie viele der Begabtesten und Talentvollsten sah ich in diesem Schwindel untergehen, wie viele Klagen über ein völlig verfehltes Leben habe ich nicht später vernehmen müssen.“ —

Gleichzeitig mit Liebig saß damals Johann Christian Schoenbein auf den Bänken der Erlanger Hörsäle. Da aber Liebig der Landsmannschaft Rhenania, Schoenbein einer Burschenschaft angehörte, durften sie sich nicht näher treten. Erst in späteren Lebensjahren wurden sie Freunde.

Schon in Bonn hatte Liebig mit befreundeten Studenten einen Disputierklub gegründet, in dem alle Neuerungen auf dem Gebiete der Chemie besprochen wurden. In Erlangen ließ er ihn wieder aufleben und stand ihm vor. Nebenher war er eifrigst bemüht, seine vernachlässigte Gymnasialbildung zu ergänzen.

Zuletzt wohnte er bei dem Büttnermeister Nettel in dem Hause, das jetzt die Bezeichnung Neustädter Kirchenplatz 6 trägt.

In diesen Tagen hat die Stadt Erlangen dort eine Gedenk-

tafel anbringen lassen; auch soll bald eine Straße nach Liebig benannt werden.

Liebig-Haus zu Erlangen (Neustädter Kirchenplatz 6).
Auf der Gedenktafel steht: Hier wohnte 1821—1822 Justus Liebig als Student.

In seinen Mußestunden war Liebig ein flotter Student. Wie Platen berichtet, war er in der Landsmannschaft Rhenania

aktiv geworden. Seine Exzesse in baccho haben die Disziplinarbehörde mehr als einmal beschäftigt.

So verfloß die Erlanger Studentenzeit in eifrigem, aber vergeblichem Suchen nach dem wahren Geiste chemischer Forschung und im Genusse fröhlichen Studentenlebens, da traten zwei Ereignisse ein, die auf Liebigs weiteres Leben von nachhaltigstem Einfluß waren.

In der Neujahrsnacht von 1821 auf 1822 waren Angehörige der Landsmannschaft Rhenania und unter ihnen Liebig[1]) in einem Gasthofe mit Handwerksburschen und Bürgerssöhnen in Streit geraten[2]). Die Reibereien setzten sich Wochen hindurch fort, und als ein großer Teil der Bürgerschaft Erlangens gegen die Studenten Partei nahm, wurde die Situation kritisch. Am 26. Februar 1822 standen sich auf dem Marktplatze Studenten und Stadtvolk bewaffnet gegenüber, nur durch Militär getrennt, das in der Nacht von Nürnberg herbeigerufen war. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, zogen die Studenten nach dem Welskeller am Altstädter Berge ab. Während sie noch berieten, kamen einzelne Studenten, die sich verspätet hatten, an: der Pöbel hatte sie blutig geschlagen, ja zum Teil aus ihren Wohnungen gerissen und mißhandelt. Da die Furcht vor dem Militär einen gewaltsamen Einfall in die Stadt verhinderte und auch der Senat keine Bürgschaft für persönliche Sicherheit geben konnte, so beschlossen die Studenten einen Auszug, und zwar nach Altdorf. Das war früher die Universität von Nürnberg gewesen, und dort hoffte man gastliche Aufnahme. Sofort wurde aufgebrochen, wie jeder eben war. Am anderen Morgen zogen die Erlanger Studenten in Altdorf ein. Der Ruf: Wir bringen euch die Universität wieder! öffnete ihnen Häuser und Herzen der Altdorfer. Nach außen wurde verkündet, daß man die Universität nach Altdorf

---

[1]) Er wurde wegen exzessiven Betragens in dieser Neujahrsnacht mit dreitägigem Karzer bestraft. „Diese, wegen großer Trunkenheit gemilderte, Strafe hatte er verdient, weil er bei dem vor dem Gasthause zum Lämmle stattgehabten Unfug besonders tätig war und beleidigende Äußerungen gegen obrigkeitliche Personen tat und besonders dem Polizeiwächter Schramm und sogar dem Herrn Rechtsrat Heim die Hüte vom Kopf geschlagen hatte.“ (Aus den Akten der Universität Erlangen.)

[2]) Der Auszug nach Altdorf ist unter teilweise wörtlicher Benutzung von Hase, Ideale und Irrthümer, (s. Anhang) erzählt.

übertragen wolle, falls die Bevölkerung Erlangens nicht nachgäbe, in Wirklichkeit aber suchte man eine sichere und ehrenvolle Rückkehr zu gewinnen. Als Bedingungen der letzteren waren aufgestellt: 1. Amnestie des Auszugs, als um des Friedens willen geschehen. 2. Niederschlagung der Untersuchungen wegen der nächtlichen Schlägereien. 3. Ehrenvoller Einzug in Erlangen mit den Waffen und mit Sang und Klang. 4. Sicherheit vor Verhaftungen für die nächsten acht Tage nach der Rückkehr. 5. Abzug des Militärs nach Wiederherstellung der Ruhe.

In allen Punkten fand sich ein Zugeständnis, nur über Punkt 2 nicht, „da nach dem Staatsgrundgesetze eine bereits eingeleitete Untersuchung selbst durch den König nicht aufgehoben werden könne.“ Doch versprachen die Professoren hier ihre persönliche Vermittlung bei den Behörden.

Da ließen die Studenten jene Forderung fallen und zogen am 4. März 1822 unter Hörnerklang und dem Jubel der Bevölkerung in Erlangen wieder ein.

Nach kurzer Zeit zog denn auch das Militär ab. „Als wir unsere bewaffneten Beschützer endlich los wurden, entstand zwischen Stadt und Universität ein Streit, wer die Kosten dieses Feldzuges zu tragen habe? Die Stadt behauptete: das Militär sei nur wegen der Studenten nötig gewesen, also die Universität habe zu zahlen. Diese versicherte: ihre Studenten hätten keinen Schutz gebraucht, die hätten sich selber helfen können.“ Man hat sich endlich dahin verglichen, einen halben Pfennig auf die Maß Bier zu legen, und da haben Bürger und Studenten sich gleich eifrig bemüht, die Schuld zu zahlen. —

War in dieser gemütlichen Art eine Versöhnung der Studenten mit den Professoren und der Stadt zustande gekommen, so sollte die Geschichte doch bald unangenehme Folgen zeitigen. Um das zu verstehen, muß man sich in die Zeit zurückversetzt denken, in der sich die Politik der heiligen Allianz mehr und mehr mit ihrem wahren Gesichte zeigte.

Einmütig war das deutsche Volk mit seinen Fürsten aufgestanden und hatte in heldenmütigem, siegreichem Kampfe gegen den Korsen seine äußere Freiheit wiedererrungen. Der Gedanke an eine Erneuerung des Kaiserreiches mit zeitgemäßen

Reformen und vor allem mit Beteiligung des Volks an der Gesetzgebung war erwacht. Allmählich aber entpuppte sich die heilige Allianz als eine gegenseitige Assekuranz der Fürsten gegen ihre Völker, und an Stelle freiheitlicher Entwicklung trat eine sich stets verschärfende Reaktion ein. Die akademische Welt empfand diesen Rückschlag besonders schmerzlich. Auf dem Wartburgfest (1817) hatten Studenten und Professoren ihren Gefühlen beredten Ausdruck gegeben und auf die Urheber des Rückschritts hingewiesen. Auch dies half nichts. So nahm die Studentenschaft die bekannte oppositionelle Haltung an, und ein geheimer politischer Bund warb mit Erfolg bei der akademischen Jugend. Als nun gar Kotzebue von Sand ermordet worden war, erblickte man in der Studentenschaft ein gefährliches revolutionäres Element, gegen das man sich auf das nachdrücklichste schützen müsse. So kamen die Karlsbader Beschlüsse zustande, denen zufolge seit 1819 eine Zentraluntersuchungskommission in Mainz saß und die schlimmste Demagogenriecherei trieb. Beinahe zwei Jahre war sie ohne besondere Arbeit gewesen, da drang die Geschichte des Altdorfer Auszugs in ihren gerichtlichen Folgen an die Öffentlichkeit. Das war Wasser auf die Mühle der Untersuchungskommission, und als nur gar einiges von dem geheimen politischen Bunde, der auch in Erlangen Anhänger gefunden hatte, durchgesickert war, da begann sie eine hochnotpeinliche Untersuchung.

Als Mitglied der Landsmannschaft Rhenania war Liebig an den Unruhen in Erlangen beteiligt, und am 4. März hatte er das Protokoll der Studenten in Altdorf mitunterzeichnet. Dadurch war er bald großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Als man nun in seiner Abwesenheit sein Pult erbrochen und darin ein verdächtiges Protokoll vorgefunden hatte, wurde die Situation für ihn höchst kritisch. Warnende Stimmen rieten ihm, schleunigst heimlich abzureisen, aber er hatte sein Doktorexamen noch nicht gemacht und verschob die Abreise. Immer größer wurde seine Bedrängnis, immer dichter ballten sich die Wolken über seinem Haupte zusammen, da fiel wie ein Sonnenstrahl in die Düsternis jener Zeit seine Bekanntschaft mit August Grafen von Platen-Hallermünde.

Der Dichter studierte damals in Erlangen die Rechte. Ur-

sprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt, hatte er bald den Plan gefaßt, Diplomat zu werden. Um sich durch Sprach- und Rechtsstudien für die zukünftige Laufbahn vorzubereiten, weilte er seit 1819 in Erlangen. Freilich brach sich in jener Zeit größerer Muße sein poëtischer Drang so mächtig Bahn, daß die Juristerei bald gänzlich vernachlässigt wurde. Viele von den Gedichten, die wir auf der Schule lernen, ich erinnere nur an „Das Grab im Busento“, sind damals in Erlangen entstanden. Durch seine philologischen Studien ward ihm aber der wundervolle Born orientalischer Poësie erschlossen, der ihn zu seinen formvollendeten Ghaselen begeisterte.

Am 13. März 1822 schreibt Platen in sein Tagebuch: „Ehevorgestern habe ich eine interressante Bekanntschaft gemacht. Es ist ein junger Chemiker aus Darmstadt und heißt Justus Liebig, derselbe Student, den ich vor einiger Zeit einmal bei Kastner antraf. Schon früher hatte mir ihn Bülow als Kastners Liebling charakterisiert, wie er denn auch, besonders in der Chemie, sehr gediegene Kenntnisse hat.“ Am 17. März berichtet er weiter: „Nach Tische im Walfisch — sprach ich Liebig zuerst. Ich fragte nach Kastner, und die Unterredung ging auf naturwissenschaftliche Gegenstände über, wobei auf manche Exkursionen und Ferienreisen Rücksicht genommen wurde und was sich sonst noch darauf beziehen konnte. Liebig zeigte sich in allem klar, bestimmt und solide. Wir machten später noch einen Spaziergang, und nachdem ich ihm meine Wohnung gezeigt hatte, führte er mich in die seinige, wo wir den Abend zusammen zubrachten. Hier lernte ich ihn nun auch von Seite seines Herzens kennen. Er zeigte sich sehr offenherzig, vertraute mir manche Lebensverhältnisse, auch die Geschichte seiner chemischen Bildung, die mir sehr merkwürdig schien, und gab mir Beweise einer so plötzlichen und entschiedenen Zuneigung, daß ich wirklich darüber in eine Art von Erstaunen geriet. So viel Liebe hatte mir noch niemand, am wenigsten nach einer so kurzen Bekanntschaft, bewiesen. Ich konnte mich nicht der Worte aus Goethes „Divan“ erwehren:

„Unmöglich scheint immer die Rose
Unbegreiflich die Nachtigall.“ (Buch VIII.)

Aber ich konnte zugleich abnehmen, daß je näher sich zwei Menschen kommen, je mehr sie ihr innerstes Wesen vor-

einander zu entfalten suchen, nur um so rätselhafter werden sie einander; und nur einer oberflächlichen Ansicht kann es einleuchten, daß zwei Menschen sich verstehen können".

War der um fünf Jahre ältere Dichter der schwärmerischen Zuneigung Liebigs gegenüber anfangs zurückhaltend gewesen, so änderte sich die Sache, als sich die Freundschaft vertiefte. „Nicht mehr also als zehn Tage waren uns vergönnt zu gegenseitig glücklicher, leichter Mitteilung von Mund zu Mund", so berichtet Platen am 21. März, „und auch diese konnten nicht ungestört genossen werden, zum Teil wegen der Verhältnisse, in denen Liebig die letzte Zeit hier leben mußte, und denen auszuweichen durch eine schnelle Abreise er von mehreren Seiten gewarnt wurde. Vorgestern Abend brachten wir noch eine herrliche Stunde zusammen hin, besonders, da ein kleines Mißverhältnis, an welchem ich ganz allein Schuld war, vorherging." In einer solchen Stunde mochte Liebig dem Freunde von den Hoffnungen erzählt haben, die er auf sein Studium gesetzt hatte, und von den Enttäuschungen, die er erleben mußte. Wie aus seinen Spielereien mit Knallquecksilber ein ernster Forscherdrang in ihm erwachte, wie er es nur mit größter Mühe habe durchsetzen können, eine Hochschule zu besuchen, weil hier allein Aufklärung zu erwarten war. Aber weder Kastners Vorträge noch Schellings Metaphysik hätten ihm seine Rätsel lösen können. In Paris, wo man sich auf die chemische Analyse verstehe, wäre das ihm Fehlende vielleicht zu finden. Ob er aber jemals dahin kommen könne, das sei unter den jetzigen Verhältnissen zweifelhafter als je. So müsse er unbefriedigt und ohne Hoffnung, die heißesten Wünsche jemals befriedigt zu sehen, von der Hochschule scheiden. — Da tröstete ihn der Poët:

„Fand der Erschütterung nicht Ruhe Meer und Land?
Und reiste Sadi nicht, bis fernen Wunsch er fand?
Drum quäle nicht Dein Herz, ob Dir ein Wunsch versage:
Denn schwanger ist die Nacht, o Bruder, mit dem Tage."

Diese verheißungsvollen Worte aus dem Bostan schrieb Platen in persischer Sprache in ein Exemplar seiner „Lyrischen Blätter" und drückte es dem scheidenden Freunde in die Hand. Schon mehrmals war zärtlichster Abschied genommen worden, aber immer wieder wurde Liebigs Abreise

hinausgeschoben. Endlich fand sie heimlich statt. Platen berichtet darüber am 21. März: „Ich traf ihn (Liebig) nach Tische auf der Straße. In Tennenlohe, eine Stunde von hier, erwartete ihn und einen anderen Rheinländer eine Chaise, die sie, ohne Aufsehen in der Stadt zu machen, nach Nürnberg bringen sollte. In Tennenlohe nahm ich wieder Abschied, doch wurde ich eingeladen, mitzufahren. Der Abend war schön; auf diesem Gange durch die ehrwürdigen Gassen Nürnbergs konnten wir uns noch einmal ganz uns selbst überlassen und freuen, daß wir uns gefunden, verstanden, geliebt und ewig lieben werden. Nie schien mir Liebig edler, zärtlicher und niemals schöner, wiewohl er immer schön ist. Eine schlanke Gestalt, ein freundlicher Ernst in feinen, regelmäßigen Gesichtszügen, große, braune Augen mit dunklen, schattigen Augenbrauen nehmen auf den ersten Blick für ihn ein. Was sagten wir uns, was hofften wir nicht alles. Bis Pfingsten, sodann bis künftigen Herbst wollten wir uns wiedersehen. Künftigen Winter hofften wir beide zusammen in Paris zuzubringen. Liebig denkt seiner chemischen Studien wegen dahin zu gehen, und mir ist es für meine orientalischen beinahe unumgänglich notwendig, wenn ich anders imstande bin, es bei der Regierung durchzusetzen. Ich scheute mich bisher, daran zu denken. Solange vom Vaterlande entfernt und unter Franzosen zu sein, war mir zu betrübt. Allein in Paris würde ich zugrunde gehen. Aber in Liebigs Gesellschaft, welch ein mannigfacher Gewinn!

Nie fiel es uns ein, wie mirs bei anderen Freunden immer geschah, auf eine feierliche Weise in ein näheres Verhältnis zu treten. Wir haben nie Brüderschaft getrunken; aber das gegenseitige Du fand sich ganz von selbst auf unseren Lippen ein. Wir konnten nicht anders und fühlten immer gleich, was uns gemäß war. Nur eines führe ich an, was mir auch hohe Achtung für Liebig einflößte. Wiewohl er sehr zärtlich ist, wiewohl er mir eingestand, daß er sogar gewaltig eifersüchtig auf mich werden könne, wiewohl wir endlich, wenn wir allein waren, uns nie scheuten, uns zu küssen; niemals habe ich doch in Worten oder Gebärden das geringste an ihm bemerkt, was auf etwas Unreines oder nur im mindesten Unsittliches hingewiesen hätte. Wir haben uns zwar nicht verhehlt, und Liebig

machte zuerst die Bemerkung, daß wir vor dem falschen und übeldeutenden Auge der Menschen nicht jene Innigkeit uns zeigen dürfen, die wir, wenn wir allein sind, uns nicht versagen, aber da wir uns nicht weniger achten als lieben, so tun wir uns deshalb in Gesellschaft keinen Zwang an und ohne Heuchelei fühlen wir auch hier, was wir uns schuldig sind."

Am anderen Tage erfolgte der letzte Abschied, und die Freunde trennten sich mit der Verabredung, daß Platen noch im Laufe des Sommers nach Darmstadt kommen sollte, um Liebig zu einer gemeinsamen Rheinreise abzuholen. Bis dahin wollten sie sich eifrig schreiben.

Am 10. April 1822, gerade einen Monat, nachdem sie sich kennen gelernt hatten, traf der erste Brief von Liebig ein. „Er schreibt mir nur wenige, doch recht herzliche Worte," so berichtet Platen in seinem Tagebuch. „Es ist mir in der Tat unbegreiflich, daß er mich so liebt, wiewohl ich ihm nicht minder gut bin." Umgehend wurde der Brief beantwortet, doch die Bemerkung eingeflochten, Liebigs Schreiben sei „kurz wie ein Geschäftsbrief" gewesen. Das verstimmte Liebig und er gab das Wort zurück: „Wenn Du mir antwortend schreibst: Deine freundlichen Gesinnungen erwiedere ich von Herzen — ist das nicht, wie wenn ein Kaufmann einem anderen schreibt: Ihre Anfrage auf das und jenes erwiedernd dient, daß ich dergleichen noch vorrätig habe? Übrigens werde ich mich in meinen Briefen des kalten Verstandes befleißigen, der aus dem Deinigen spricht, um nicht in die Irrungen Gottwalds in Jean Pauls Flegeljahren zu verfallen, denn anfänglich schien es mir, als ob bloß der **Graf** Platen an mich geschrieben hätte. Dich kennend setze ich alles auf die Rechnung Deiner Originalität." Das war grob, und Platen beeilt sich, ihm derb den Text zu lesen: „Ich sollte billig jedes Verhältnis zu Dir abbrechen, dann hättest Du eher Ursache, Dich vor Dir selbst als Gottwald auszumalen . . . Wenn ich sagte, daß es uns an gemeinsamen Erinnerungen fehle, so geschah das in der Absicht, Dich zu einer Rheinreise zu bereden; doch auch hieraus weiß Deine hypochondrische Empfindlichkeit Gift zu saugen. Mit Dir (schreibst Du) eine Reise in die herrlichen Rheingegenden zu machen, ist gewiß für mich so belehrend als erfreulich." Soll ich etwa diese steife Formel für eine freundliche Einladung ansehen?"

Dennoch machte sich Platen Ende Mai 1822 auf den Weg nach Darmstadt, um den Freund zur verabredeten Rheinreise abzuholen. Da klärte es sich denn auf, warum Liebig in so gereizter Stimmung war. Wegen der Studentenunruhen in Erlangen hatte man ihn nach Darmstadt verfolgt, in Untersuchung gezogen und ihm Stadtarrest zudiktiert, so lange der Prozeß dauerte. Aus der verabredeten gemeinsamen Rheinreise konnte nun nichts werden, und das erzeugte gereizte Stimmungen. Harte Worte fielen hin und zurück, so daß Platen in sein Tagebuch schreibt: „Liebig ist schrankenlos empfindlich und es kostet ihm nichts, von der weichsten Stimmung in eine steinerne Härte überzugehen.“ Doch kam durch äußerste Nachgiebigkeit von seiten des Dichters eine Versöhnung zustande. Ja Liebig gestand dem Freunde, daß er seine Liebe nicht verdiene. So verbrachten sie bei der Lektüre von Goethes Faust und auf schönen Ausflügen herrliche Stunden miteinander, und als Platen abreiste, sagte Liebig, daß er womöglich nachreisen und ihn in Mainz treffen wolle: „Alle meine Not will ich dann vergessen, von allem abstrahieren und nur von Dir nicht.“ — Aber die Freunde sahen sich nie wieder. —

Während Platen die herrlichen Eindrücke des Rheinlandes in sich aufnahm, wurde Liebig durch die gerichtliche Untersuchung in schlimme Lagen versetzt; doch kam er schließlich mit einem blauen Auge davon.

3. Paris.

1822—1824.

Inzwischen hatte unser junger Chemiker nichts unversucht gelassen, um ein Stipendium für eine Studienreise nach Paris zu erlangen. Als der Kabinettssekretär Schleiermacher, der ihm wohlwollte, sich von seiner politischen Harmlosigkeit überzeugt hatte, wurde ihm das Stipendium gewährt, und er machte sich im Herbst 1822 nach dem Ziele seiner Wünsche auf.

Bald war in Paris Thénard auf ihn aufmerksam geworden und verschaffte ihm einen Arbeitsplatz im Laboratorium von Gaultier de Claubry, das früher Vauquelin geleitet hatte. Da hatte Liebig jetzt alle zeitgemäßen Einrichtungen für die chemische Forschung zur Hand, und so machte er sich eifrig an die Arbeit.

Doch auch des Freundes in Erlangen vergaß er nicht. Als auf zwei Briefe keine Antwort gekommen war, bat er in einem Brief vom 15. März 1823 fast flehentlich um die Wiederaufnahme der Freundschaft. Er erinnert den Dichter an die gemeinsamen Erlebnisse, gedenkt der Düsternis seiner Verhältnisse zur Zeit der ersten Bekanntschaft mit dem Dichter. Sie sei ihm nicht wie ein Zufall, sondern wie eine höhere Schickung erschienen; er verehre ihn wie sein Ideal. Platen habe bei den Studenten für kalt und zurückhaltend gegolten, und der Wechsel von Kälte und Wärme habe auch Liebig argwöhnen lassen, daß der Dichter sein Spiel mit ihm treibe. Zwischenträgereien hätten ihn mißtrauisch gemacht u. s. w. „Ich hielt Dich für mich verloren, da ich nichts mehr von Dir erfuhr. Schreibe mir nur eine Zeile und wenn es die härteste sein sollte, ich habe Dir hartes Unrecht zugefügt, biete Dir redlich meine Hand und meinen jetzt nicht mehr befangenen Sinn; so wie ich jetzt lebe, liebe ich Dich. Sei offen und ehrlich, wie ich Dir verspreche zu sein und nie kann ein Mißverständnis je wieder unter uns aufkommen. Willst Du mir aber nicht mehr schreiben, so schicke mir diesen Brief zurück, ich werde deswegen nicht aufhören, Dich zu achten und zu lieben.“ Die zwei ersten Briefe Liebigs hatten Platen nicht erreicht. Um so beglückter war er über diesen dritten, der ihn zu folgender Ghasele begeisterte:

„Jahre schwanden, dieser Busen ist von Liebe rein gewesen,
Was ihn wieder hat befangen, ist ein Becher Wein gewesen,
Lenzeshauch aus goldnen Locken lockte mich in eherne Bande,
Denn ihr Anbeginn ist Irrtum und ihr Ende Pein gewesen.
An bemalten Schaugerichten wollt ich meinen Hunger stillen,
Aber was mir Brot geschienen, ist ein kalter Stein gewesen:
Gold und Silber wollt ich fördern auf im Traum gesehnen Plätzen,
Aber was ich ausgegraben, ist ein morsch Gebein gewesen.
Will mich dennoch aus der Ferne Deine Huld und Milde segnen,
Soll mir teurer sein die Trennung als mir der Verein gewesen;
Flattersinnig, unbeständig, ließ ich zwar das Auge schweifen,
Doch es ist das Herz im stillen, ganz im stillen Dein gewesen:
Was zu Dir mich hingezogen, war Geschick und Gegenliebe,
Was an jene mich gefesselt, ist ein falscher Schein gewesen:
Richte nicht zu streng die Lieder, die ich nicht an Dich gerichtet,
Freilich solcher Lieder würdig wärst Du ganz allein gewesen.“

Umgehend sendet er sie mit den Worten nach Paris: „Ich fühle mich in den äußerst behaglichen Zustand versetzt, einem überaus liebenden und geliebten Freunde ruhig und ungezwungen zu bekennen, daß er mir unendlich teuer ist und daß ich keinen anderen finden konnte, der mir hätte Ersatz für ihn sein können.“ Weiter bittet Platen um ein Bild von Liebig, um Mitteilungen über sein Leben und seine Beschäftigung. — So kam der Briefwechsel wieder in rascheren Fluß. —

Der Aufenthalt in Paris war eine ungemein lehrreiche Zeit für Justus Liebig. Hier wurde ihm zum erstenmal der wahre Geist naturwissenschaftlicher Forschung vermittelt. „Die Vorträge von Gay-Lussac, Thénard, Dulong u. a.“ schreibt er, „hatten für mich einen unwiderstehlichen Reiz . . .“ „Die Vorlesung (Gay-Lussacs) bestand aus einer verständig geordneten Aufeinanderfolge von Phänomenen, d. h. von Versuchen, deren Zusammenhang durch die mündliche Erklärung ergänzt wurde. Für mich waren diese Versuche ein wahrer Genuß, denn sie redeten zu mir in einer Sprache, die ich verstand, und sie bewirkten mit dem Vortrage, daß die Masse von formlosen Tatsachen, die ungeordnet und regellos in meinem Kopfe durcheinanderlagen, einen bestimmten Zusammenhang bekamen.“

„Was in den französischen Vorträgen am meisten auf mich wirkte, war die innere Wahrheit derselben und die sorgfältige Vermeidung alles Scheines in den Erklärungen; es war der vollständigste Gegensatz der deutschen Vorträge, in welchen durch das Überwiegen des deduktiven Verfahrens die ganze wissenschaftliche Lehre ihre feste Zimmerung verloren hatte.“

Aber gleichzeitig regte ihn Platen dazu an, nebenher auch erhabene und ästhetische Dinge zu betreiben. „Ich zweifle keinen Augenblick,“ schreibt er ihm, „daß Du in den Wissenschaften, die Dir Beruf und Neigung sind, entschiedenes getan hast. Wiewohl nun aber Naturstudien den unschätzbarsten Gehalt des Lebens gewähren, so muß man doch noch etwas aus dem Reich des Menschlichen und Geistigen hinzugesellen, was eigentlich der allgemeineren und lebendigen Bildung erst näher bringt, und jede pedantische Behandlung der Wissenschaft zurückweist. Hierzu rechne ich besonders historische Kenntnisse und Sprachen“. Er rät ihm Englisch, Italienisch

und Spanisch zu treiben. „Wie viel neue Berührungspunkte würden wir finden, wenn wir einst Shakespeare und Calderon zusammen lesen würden.“ Und in einem anderen Brief schreibt Platen: „Da Paris so viel schönes bewahrt, so kann es Dir nicht fehlen, Deinen Geschmack für bildende Kunst zu üben.“

Durch solche Anregungen würde Liebig in jener Periode seines Lebens vor Einseitigkeit geschützt. und wenn man ihn heute allgemein zu den Meistern deutschen Stils rechnet, wenn kein geringerer als J. Grimm sagt: „Die Chemie kauderwälscht Latein und Deutsch, in Liebigs Munde aber wird sie sprachgewaltig,“ dann hat auf diese Vollendung Platen keinen geringen Einfluß gehabt. Das andere dürfte die französische Schulung erreicht haben. Wie elegant und klar ist die Abhandlung von Gay-Lussac und Liebig „Zerlegung des knallsauren Silberoxyds“ geschrieben!

Auch der Dichter hatte den bedeutenden Geist in Liebig sehr wohl erkannt, das zeigt uns u. a. eine Stelle seines Tagebuches vom 9. März 1823: „Er (Liebig) war der einzige, dessen Umgang mir einen reichlichen Gewinn verschafft haben würde, der einzige, dem ich meine Poësien, auch die an ihn gerichteten, mitteilen konnte, der einzige endlich, den ich mit wahrer, inniger Liebe liebte . . .“

Dieselben Gedanken sind in einem Sonett ausgesprochen, das Platen seinerzeit unter dem unmittelbaren Eindruck von Liebigs Bekanntschaft gedichtet hatte, und das er ihm jetzt nach Paris sandte:

„Den Freund ersehnend, welcher treu im Bunde
Mich reich ergänzen kann in Sein und Wissen,
Fühlt ich mein Herz durch manchen Wahn zerrissen
Und eitle Täuschung schlug mir manche Wunde.
Da bringt Dein Auge mir die schöne Kunde,
Da find ich Dich, um weiter nichts zu missen,
Wir fühlen beide schnell uns hingerissen,
Zu Freunden macht uns eine kurze Stunde.
Und kaum genießen wir des kurzen Dranges,
Als schon die Trennung unser Glück vermindert,
Beschieden uns vom prüfenden Geschicke.
Doch ihres innigen Zusammenhanges
Erfreun die Geister sich noch ungehindert,
Es ruhn auf goldner künftger Zeit die Blicke.“

In diesem geistvollen brieflichen Verkehr mit dem Dichter sehen wir bald auch Liebigs Gedanken höheren Flug nehmen, und in einer scherzhaften, phantasievollen Plauderei berichtet er dem Freunde am 16. Mai von seinen Studien in Paris: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Witterung, die Temperatur und andere äußere Zufälligkeiten einen entschiedenen Einfluß auf das Denken und deswegen auch auf das Briefschreiben haben; der Mensch unterliegt diesem Einflusse trotz seines gebietenden Ichs; er hat das mit dem hygrometrischen Haar gemein, das sich verlängern oder verkürzen muß, wenn Feuchtigkeit in seiner Umgebung sich befindet oder nicht. Sicherlich ist bei mir ein solches äußeres Organ im Spiel, das mir das Schreiben an Dich zum Bedürfnis macht, da ich mich ja im andern Falle mit dem Denken an Dich hätte begnügen können; doch glaube ich deswegen noch nicht, daß vielleicht ein naher Komet Schuld daran sei, denn die Magnetnadel oszilliert nach wie zuvor, auch ist die Hitze nicht außerordentlicher als gewöhnlich um diese Zeit im Pariser Klima. Biots Vorlesung über die Zerlegung und Klassifizierung der Töne kann dieses auch nicht hervorgebracht haben, und doch wünschte ich, daß ich die Harmonika spielen könnte; ich würde jetzt spielen, und Du würdest vielleicht die Töne hören, die Dir sagen könnten, wie so herzlich ich Dich liebe. Gay-Lussac, der Entdecker der Gesetze, denen die Gase unterworfen sind, hat in seinen Vorlesungen noch weniger Anlaß dazu gegeben, und doch wünschte ich ein Gas zu sein, das sich ins Unendliche ausdehnen könnte; ich würde mich im Augenblicke mit dem Endlichen begnügen und würde mich nur bis Erlangen expandieren und Dich dorten als Atmosphäre umgeben; und es gibt Gase, die beim Atmen tödlich, andere, die liebliche Bilder erscheinen machen, so würde ich vielleicht ein Gas sein, das Dir Lust zum Briefschreiben und Freude und Lust am Leben erwecken könnte. Beutany kann mit seiner Mineralogie noch weniger dieses Bedürfnis hervorbringen, da er mir alle Hoffnung abschneidet, jemals den Stein der Weisen zu erhalten, und doch wünschte ich ihn, weil er mich instand setzen würde, Dich so glücklich als möglich zu machen, und mich fähig machen würde, mit Dir arabische und persische Rätsel zu lösen, was ich ohne diesen Wunderstein nie lernen würde. Ist es viel-

leicht Laplace mit seiner Astronomie? Dieser kann es auch nicht sein, er zeigt mir bloß den Meridian, in welchem Du lebst, ohne mir Deinen glücklichen Stern zu zeigen. Ebensowenig können es Cuviers Entdeckungen in der Natur sein, die mich zum Briefschreiben bewegten, denn der gute Mann hat trotz seinem Eifer noch nicht ein Tier, viel weniger einen Menschen finden können, der dem andern vollkommen gleich ist, er zeigt mir bloß, daß die Natur aus einer Leiter besteht, und läßt mich nur sehen, um wie viel Stufen ich noch unter Dir stehe. Oerstedt vielleicht bei seinem Hiersein hat mit seinem Elektromagnetismus dieses Rätsel bewirkt? Allein auch dieser ist es nicht, denn er nimmt in seinem Galvanismus keine Pole an, und ich fühle wohl, daß wir zwei Pole sind, die in ihrem Wesen unendlich verschieden, aber eben dieser Verschiedenheit halber sich anziehen müssen, denn Gleichartigkeit stößt sich ab. Du siehst, lieber Platen, daß ich nichts finde, was mir dieses Geheimnis aufklären könnte; ich bitte Dich in Deinem nächsten Brief um den Schlüssel."

Der Dichter, entzückt über diesen geist- und phantasievollen Brief, antwortete mit einer seiner schönsten Ghaselen:

„Wie, Du fragst, warum Dein Wohlgefallen
Mich erwählt, umschlossen hält vor allen?
Fragst, warum zu mir, dem Fernen, pilgernd
Deine heimlichsten Gedanken wallen?
Weiß ichs selbst? Vermag ich selbst zu fassen,
Welch ein schöner Wahn Dich überfallen?
Gibst Du Dich für mich? Du gleichst dem Wilden,
Eitlen Tand sich kaufend mit Metallen;
Nur Verwundrung kann der Niegeliebte,
Selten Treue Dir entgegenlallen;
Glaubst Du es nicht, es sei mein Herz die Zither,
Deren Saiten allgemach verhallen?
Fühlst Du nicht, daß diese leichten Lieder
Sterblich seien wie die Nachtigallen?
Aber fürchte nichts! dem Gläub'gen müssen
Selbst die Wolken sich zu Felsen ballen;
Wer vertraut, dem wird versteinert werden
Schwankes Schilf in ewige Korallen.
Laß mich fertigen das Diplom der Liebe,
Treuern Diener kannst Du nicht bestallen."

Daß Platen sich in dieser Ghasele einen Niegeliebten genannt hatte, schmerzte Liebig, denn er bezog es auf sich.

„Mit dem Niegeliebten machst Du mich ja zum Lügner, und mit dem Seltentreuen schälst Du Dich von meiner Liebe los. Keine Dunkelheit soll mehr unter uns Anlaß zu Mißverständnissen geben, das habe ich Dir versprochen. Diese Reflexionen sind deshalb hier nicht am Platz.“ Doch Platen tröstete ihn: „Weshalb verwundert sich denn der Dichter, als daß er, der Niegeliebte, nun geliebt wird? Das Niegeliebt kann sich also unmöglich auf Dich beziehen. Der „Seltentreue“ scheint auch von früheren mannigfachen Zuständen abstrahiert zu sein; denn gegen Dich könnte ich wohl treulos oder treu sein, aber unmöglich seltentreu.“

Über sein Leben und Treiben in Paris berichtet Liebig dem Freunde am 24. April 1823: „— — So wenig es auch in Paris an Zerstreuungen und Vergnügungen aller Art fehlt, fühle ich doch in diesem geräuschvollen Leben und Treiben die größte Leere, die mir hier nichts auszufüllen vermag, da ich nicht dafür geboren bin. — Die Wissenschaft allein ist es, die mich in Paris festhält, außer dieser ist nichts, was mir die verflossenen sechs Monate einige Freude gemacht hätte. Im Anfang, wo ich mich in der Sprache noch schwerfällig bewegte, fand ich es ganz unerträglich, die Franzosen ekelten mich an, und den Umgang mit Deutschen vermied ich. Die zahlreichen herz- und geistlosen Gesellschaften machten mir immer die größte Langeweile, bis ich mich endlich entschloß, keine mehr zu frequentieren. Nun habe ich alles Störende von mir geworfen und befinde mich wohl dabei, bin der sogenannten Freundschaften herzlich müde und werde mich, da ich Dich wieder besitze, mit Dir und wenigen anderen begnügen.“

Inzwischen schmiedete er Pläne für die Zukunft, und ein von Kastner verfaßtes, bisher nicht bekannt gewordenes Aktenstück[1]) der philosophischen Fakultät Erlangens gibt uns darüber Auskunft. Danach wollte Liebig noch ein Jahr nach London und nach Stockholm (zu Berzelius), um sich weitere praktische Kenntnisse anzueignen. Das nötige Stipendium wollte der Großherzog indessen nur gewähren, wenn ihm ein öffentliches Zeugnis von der Tüchtigkeit des Bittstellers vorgelegt würde. Darum beantragte Kastner auf Liebigs Bitte am 20. Juni 1823

---

[1]) Im Anhang wörtlich abgedruckt.

bei der philosophischen Fakultät der Universität Erlangen, Liebig in absentia zum Doktor zu promovieren.

Indem er seinen ehemaligen Schüler der Fakultät empfiehlt, betont Kastner, daß Biot, Vauquelin, Gay-Lussac u. a. m. ihm viel Schmeichelhaftes über Liebigs Kenntnisse gesagt hätten und den jungen Mann sehr achteten. Außerdem habe Liebig bereits mehrere Abhandlungen fertiggestellt, die teils schon veröffentlicht wären, teils gerade gedruckt würden. „Die Beantwortung einer Frage lege ich bei, sie zeugt von tiefer Kenntnis der Physik und Chemie, und ich habe sie zum Drucke bestimmt für eines der nächsten Hefte des Repertoriums der Pharmazie[1]).“ Die Frage, welche man Liebig gestellt hatte, lautete: Wie verhält sich die Mineralchemie zur Pflanzenchemie? und ihre Beantwortung wurde Liebigs Doktordissertation[2]). Auf Antrag des Dekans wurde der „so würdige und von Kastner so warm empfohlene Kandidat“ am 21. Juni 1823 in absentia zum Doktor der Philosophie in Erlangen promoviert.

In seiner Doktorarbeit schwang Liebig zum ersten Male jene Peitsche der Kritik und des Spottes, die wir in seinem späteren Leben so oft knallen hören, und wir bewundern den kritischen Scharfblick und das treffende Urteil des Zwanzigjährigen. Im Mai 1823 schreibt er an Platen: „Du weißt, daß ich schon mehrere chemische Produktionen in der Welt herumlaufen habe, ich mache Dich auf meine letzte aufmerksam, worüber Dir Kastner nähere Nachricht geben kann. Es ist eine kleine Übersicht über den Zustand der jetzigen Theorie. Glaube übrigens ja nicht, daß ich den geringsten Wert auf diese traurigen Sachen lege; ich ärgerte mich immer zehn Wochen nachher noch darüber, wenn ich sie abgeschickt hatte, ich betrachte sie nicht anders als Spott- und Schmähschriften, denn nur dadurch werden die andern auf ihren eigenen Unsinn aufmerksam.“

„Ich bin soeben mit einem Werk über die neuere Chemie beschäftigt, das mich wohl noch einige Jahre in Atem halten wird. Es ist wahrlich traurig, wie sehr in der neueren Zeit

[1]) Ist aber nicht darin erschienen.

[2]) Von einer weiteren Abhandlung „de luce et calore“, die Liebig in Aussicht gestellt hatte, sah man ab (s. Rothes Schreiben im Anhang).

der Ruhm der Deutschen in der Physik, Chemie und den anderen Naturwissenschaften geschwunden ist: kaum ist noch ein Schatten übrig geblieben, und um diesen Schatten reißen sie sich wie bissige Hunde. Der jetzige Chemiker, der genug zu tun hat, wenn er nur seine unerschöpfliche Wissenschaft umfassen will, maßt sich den Philosophen zu spielen an, und darüber geht sein Wirken verloren. Recht vortrefflich ist es, wenn er seine Wissenschaft philosophisch ergreift und erfaßt, und dadurch in die tote Masse Geist und Leben bringt, allein er darf seine Grenzen als Chemiker nicht überschreiten, da bei ihm das Philosophieren Lachen erregt. Es existieren kaum die nötigen Gesetze, um den ungeheuren Bau dieser Wissenschaft ein wenig zusammen zu leimen, allein desungeachtet wird darauf los systematisiert und Hypothesenkrämerei getrieben, daß einem der Kopf schwindelt. Die Franzosen und Engländer schlagen ganz den entgegengesetzten Weg ein: hier ist die Wissenschaft bloß ein mechanisches Mauerwerk, die quasi mathematische Art, wie man sie behandelt, läßt gar kein Räsonnement zu; doch ist sie im Augenblick sehr gut, sie hat in der neueren Zeit die herrlichsten Entdeckungen herbeigeführt und ist besonders für das Leben von außerordentlichem Nutzen. Die schwedische und jetzt auch die dänische Schule (Berzelius, Oersted) schlägt den goldenen Mittelweg ein, und wir haben noch mehr zu erwarten.“ Muß man nicht staunen über den kritischen Scharfsinn des zwanzigjährigen Jünglings, der imstande ist, mit so klarem Geiste zu erkennen, wo die Mängel und Vorzüge der herrschenden Anschauungen liegen? Aus diesen Erkenntnissen wurde sein reformatorischer Eifer geboren. —

Inzwischen waren seine wissenschaftlichen Arbeiten tüchtig vorangeschritten. Er hatte gefunden, daß dem Knallsilber eine neue, bisher unbekannte Säure zugrunde lag, die er Knallsäure nannte, weil ihre Salze explosiv sind. Die Arbeit erregte Aufsehen, Gay-Lussac verfaßte ein Mémoire darüber, und Liebig durfte seine Resultate in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris vortragen. Dies Ereignis ist von entscheidender Bedeutung für seine Zukunft geworden.

Während er mit dem Zusammenpacken seiner Präparate beschäftigt war, näherte sich ihm aus der Reihe der Mitglieder

der Akademie ein Mann und knüpfte eine Unterhaltung an. Mit der gewinnendsten Höflichkeit wußte er den Gegenstand seiner Studien und alle seine Beschäftigungen zu erfahren und lud ihn schließlich zum Mittagessen ein. Aus Unerfahrenheit und Scheu hatte es Liebig unterlassen zu fragen, wer so gütig zu ihm war, und als er sich bei einem Unterbeamten der Akademie nach jenem freundlichen Manne erkundigte konnte ihm dieser keine Auskunft geben. — „Aber warum kamen Sie gestern nicht zu Tisch bei Humboldt? Er hatte Gay-Lussac und andere Naturforscher geladen und wollte Sie denen vorstellen," so fragte einer der Gäste einige Tage später unsern Justus. Der Schreck! Spornstreichs lief er nach Humboldts Wohnung, und den vortretenden Diener zurückdrängend, gab er nicht eher Ruhe, als bis er vor dem gefeierten Gelehrten stand. Auf die Entschuldigungen und Beteuerungen erklärte Humboldt lächelnd, daß der Schaden ja heilbar sei, und knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an. Da erfuhr er Liebigs höchsten Wunsch. Wenn es ihm nur vergönnt sein könne, mit Gay-Lussac zu arbeiten, dann würde er alles erreicht haben, von dem er geträumt. Und Humboldt verhalf ihm dazu, denn der geniale französische Meister nahm keinen ohne Empfehlung auf. Im Sommer 1823 richtete sich Liebig in Gay-Lussacs weltberühmtem Laboratorium ein, und der Meister ging ihm in der Untersuchung der Knallsäure an die Hand.

Es handelte sich besonders darum, die chemische Zusammensetzung der neuen Säure zu finden, und das war bei deren explosivem Charakter nicht leicht. Nun hatte vor kurzer Zeit Gay-Lussac die Methode der Analyse organischer Körper so außerordentlich verbessert, daß man damit einen sehr hohen Grad von Genauigkeit erreichen konnte. Danach versuchte er mit Liebig auch die Salze der Knallsäure zu analysieren. Das war aber nicht so leicht bei einer Verbindung, die beim Erwärmen explodierte. Nach mancherlei Bemühungen überwanden sie aber die Schwierigkeiten, nicht zum geringen Teil durch die Anwendung von Kupferoxyd. Später hat Liebig diesen Körper zu allgemeiner Verwendung in der organischen Analyse vorgeschlagen, und noch heute ist er in Gebrauch.

Das war wohl die schönste Zeit, die Liebig in Paris verbrachte. Im täglichen persönlichen Verkehr mit dem

Meister erhielt er Anleitungen und Anregungen, durch die es ihm möglich wurde, die Träume seiner Jugend zu erfüllen. Gern hat er später erzählt, welche Freude dem großen Gay-Lussac das Forschen und Entdecken machte. Wenn sie eine der schwierigen Analysen glücklich beendet oder ein entscheidendes Resultat erhalten hatten, dann faßte der Lehrer den Schüler bei den Schultern und tanzte mit ihm um den Tisch herum.

In jenen Tagen mag Liebig der reformatorische Gedanke gekommen sein, dessen Durchführung die Ursache für Deutschlands spätere Größe in der chemischen Wissenschaft wurde. Wie hier in Gay-Lussacs Laboratorium die chemische Forschung betrieben wurde, das war die richtige Art. So mußte ein Meister seine Schüler zum Experimentieren anleiten und wenn auch nicht in so elementarer, so doch in unverkennbarer Weise die Liebe und Freude an der Forschung in die empfänglichen Seelen der Jugend legen. Aber nicht nur bevorzugten und besonders empfohlenen Schülern sollten diese Vorteile zukommen, allen Studierenden der Chemie müßte solche Gelegenheit gegeben werden. So wollte er es einmal halten. — Früher, als er ahnte, wurde ihm Gelegenheit dazu gegeben. Die Arbeit von Gay-Lussac und Liebig über die Knallsäure erregte großes Aufsehen. Kaum war ein Fall einer so schwierigen und gefahrvollen Untersuchung bekannt geworden. Das Talent und Geschick Liebigs hatte auch Gay-Lussac imponiert, und seinem Einfluß ist es wohl zu danken, daß Humboldt den 21jährigen Liebig, als er im Frühjahr 1824 Paris verließ, auf das wärmste an den Großherzog Ludwig I. von Hessen empfahl. Noch in demselben Jahre ernannte ihn dieser sein Landesfürst aus eigener Entschließung und ohne die Universität vorher in Kenntnis zu setzen zum außerordentlichen Professor der Chemie in Gießen. Freudestrahlend berichtet Liebig sein Glück dem Freunde nach Erlangen.

Jetzt, wo die Freunde sich räumlich wieder näher kommen, versprechen sie sich alle 14 Tage zu schreiben, aber die zunehmende Arbeitslast Liebigs verursacht es, daß seine Briefe immer seltener werden. Jubelnd verkündet er zwar noch am 1. Juni 1825 dem „köstlichen Sänger der Liebe“ seine Verlobung mit Henriette Moldenhauer und lädt ihn zu einem Besuche ein. Als sich die Freunde aber Jahre lang nicht sahen

und Liebig immer mehr von seinen Forschungen und den Verpflichtungen seines Lehramts in Anspruch genommen wurde, da gingen die Lebenswege beider mehr und mehr auseinander. Nur hie und da winkt der eine dem andern aus weiter Ferne einen Gruß zu, bis ein allzufrüher Tod den Dichtermund auf ewig schloß (1835). —

Mit seiner Berufung nach Gießen sind Liebigs Wanderjahre abgeschlossen. Hatte ihn ein günstiges Geschick überraschend schnell in Amt und Würde eingesetzt, so war er doch keineswegs auf Rosen gebettet. Seine Ernennung hatte in Gießen das peinlichste Aufsehen erregt. Weder Fakultät noch Senat waren in Betreff seiner Berufung gefragt worden, und dabei hatte der Favorit des Fürsten nicht einmal seinen Doktorgrad an der Gießener Universität erworben. Erst als er ein Examen bestanden hatte, wurde er anerkannt. Aber ein Laboratorium erhielt er erst zwei Jahre später, nachdem er zum ordentlichen Professor befördert war. Es bestand aus einem Gebäude, das früher als Gendarmeriekaserne gedient hatte, und bot ihm im Grunde nichts anderes als vier leere Wände. Die teuren Apparate und die kostspielige Einrichtung mußte er fast ganz aus eigenem bestreiten. Bescheiden fing er an. Zwei Praktikanten bevölkerten im ersten Semester das neu gegründete „pharmazeutisch-chemische Institut“. Aber schon nach wenigen Jahren strömten aus allen Teilen Deutschlands so viele Schüler zu, daß das Laboratorium jahraus, jahrein überfüllt war. Von früh morgens bis spät in die Nacht hinein wurde in dem kleinen Raum gearbeitet. Und Liebig wußte seine Schüler anzuregen. Jeder konnte von ihm Auskunft erhalten, und jeden feuerte er zu neuen Entdeckungen an. Dabei war er bestrebt, alles mit den einfachsten Mitteln auszuführen, und vor allem versuchte er die Methode der organischen Analyse zu vereinfachen. An Genauigkeit ließ Gay-Lussacs Methode nichts zu wünschen übrig, aber sie gab nur gute Resultate, wenn sehr geübte Experimentatoren sie ausführten, für die Studenten war sie viel zu schwer. Da erfand Liebig 1830 seinen Kaliapparat, durch den die Apparatur der sogenannten Elementaranalyse sehr vereinfacht wurde. Selbst wenig geübte Leute konnten sie nun erlernen. Wenn es jetzt auch

bequemere Apparate zur Absorption der Kohlensäure bei der Analyse organischer Körper gibt, so ist doch auch der Liebigsche Kaliapparat noch hie und da in Gebrauch.

Nun konnten die Produkte des Tier- und Pflanzenreiches auch von weniger geübten Händen analysiert und damit wissenschaftlich untersucht werden. Indem Liebig seinen in analytischen Arbeiten ausgebildeten Schülern solche Untersuchungen übertrug und sie in fortwährendem persönlichen Verkehr anleitete und förderte, bildete er angehende Forscher heran, von denen viele später die erworbenen Fähigkeiten in Wissenschaft und Industrie höchst fruchtbringend verwerteten. So hat er in Deutschland eine vortreffliche Schule begründet, und das war seine erste große reformatorische Tat. Bald folgte die zweite.

In Gemeinschaft mit Friedrich Wöhler untersuchte er das Öl der bitteren Mandeln und dessen Derivate. So entstanden die klassischen „Untersuchungen über das Radikal der Benzoësäure“, von denen Berzelius prophetischen Geistes sagte, sie wären der Anbruch eines neuen Tages für die organische Chemie. Und in der Tat hat diese Wissenschaft infolge der Ideen, die in jenen Abhandlungen ausgesprochen waren, in gewaltigem Aufschwung sich unaufhaltsam zu jener imponierenden Größe ausgewachsen, in der sie heute vor uns steht.

Bald erlangte das kleine Institut in Gießen einen Weltruf. Nicht nur aus allen Teilen Deutschlands, aus aller Herren Länder strömten Schüler herbei, und war es nicht die höchste Anerkennung, daß der große Gay-Lussac seinen eigenen Sohn nach Gießen schickte, um bei Liebig zu studieren!

Aber während Schüler die gefundenen Wege verbreiterten und ausbauten, drang der Meister durch Dorngestrüpp und Urwald weiter vor in das Land der Forschung, neue Wege weisend und ferne Gegenden erobernd. Es muß die Aufgabe einer ausführlichen Biographie bleiben, Liebigs Forschungen eingehend zu besprechen. Das aber sei hier hervorgehoben, daß er alle Zweige der Chemie befruchtete. Nicht nur die organische, sondern auch die unorganische und analytische Chemie verdankt ihm wesentliche Förderung. Die Agrikulturchemie aber hat er erst ins Leben gerufen, und welch außerordentliche Anregungen ihm Physiologie, Pathologie und Medizin überhaupt

verdanken, das ist von fachmännischer Seite[1]) erst vor einigen Jahren dargelegt worden. Nehmen wir seine Verdienste um die chemische Industrie und die große Wohltat hinzu, die er mit seinem Fleischextrakt der ganzen Menschheit erwies, überblicken wir seine literarische Wirksamkeit, die sich auch auf treffliche populäre Darstellungen in seinen chemischen Briefen erstreckte, so erkennt man staunend, wie umfangreich sein Wirken war. Auch segensreich ist es gewesen, denn viele seiner wissenschaftlichen Errungenschaften sind heutzutage Gemeingut aller Chemiker geworden. Manche seiner Beobachtungen hat er nicht richtig gedeutet. Im Feuer der weiteren exakten Forschung gestaltete gar manches sich anders, als er glaubte. Aber ist Kolumbus, als er Amerika entdeckte, etwa deshalb geringer zu preisen, weil er zuerst glaubte in Indien gelandet zu sein?

Liebigs äußerer Lebenslauf war einfach, aber höchst ehrenvoll. Aus Dankbarkeit für das Land, das seine Ausbildung bestritten hatte, lehnte er ehrenvolle Rufe nach Heidelberg, Wien, Petersburg und anderen Universitäten ab. Auch mit München wäre es ähnlich gegangen, wenn nicht das persönliche Eingreifen des hochgesinnten Königs Maximilian II. ihn gewonnen hätte. So siedelte Liebig 1852 in die bayerische Hauptstadt über und wirkte hier, zuletzt als Präsident der Akademie der Wissenschaften, bis zu seinem Lebensende. Er starb nach kurzem Krankenlager am 18. April 1873.

Welch ein erstaunlicher Weg von dem als hoffnungslos unbrauchbar entlassenen Gymnasiasten bis zum Präsidenten einer hervorragenden Akademie der Wissenschaften, der höchsten Ehrenstelle, die einem Gelehrten zuerkannt wird! Das ist die Laufbahn eines unzweifelhaften und großen Genies. Versuchen wir es, einige der treibenden und bedingenden Kräfte aufzusuchen, die ihn zu dem geführt haben, was er geworden ist. Dass er sich früh mit chemischen Experimenten beschäftigte, war bei den Verhältnissen im Elternhause nichts besonderes. Daß sich aber aus den Spielereien der Kinderjahre ohne Ermunterung von außen, ganz von selbst jener gewaltige Forscherdrang ent-

[1]) Klemperer, Justus Liebig und die Medizin. Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu München, 1. Teil, S. 123.

wickelte, der ihn trotz der ungünstigsten, ja widrigsten Verhältnisse nicht eher ruhen ließ, als bis er auf dem richtigen Weg zu seinen Idealen war, das hebt ihn gleich himmelhoch über alles alltägliche hinweg. Schon in den Kinderjahren eignete er sich ganz von selbst eine besondere Art zu denken an, die zwar ganz anders war als die, welche man der Jugend anerzog, die aber auch anderen großen Genies, wie Goethe, Mozart, Napoleon, Faraday u. a., nachgerühmt wird. Das war das gegenständliche Denken. Alles, was er sah und hörte, gestaltete sich in seiner Phantasie zu einem Bilde, das sich als solches dem Geiste einverleibte und darin mit photographischer Treue haftete. Hierdurch verfügte er über ein phänomenales Gedächtnis und war z. B. imstande, ein einmal gesehenes Präparat so genau zu beschreiben, daß sein Assistent es aus tausend anderen nach Liebigs Beschreibung herausfand.

Und diese Denkweise in Bildern übertrug sich auf seine Rede und Schrift. Es wird oft als charakteristisch für Liebigs Satzbau hervorgehoben, daß er den Hauptbegriff voranstellte, noch ehe er den Satz logisch geordnet hatte, und dann den Zusammenhang mit dem persönlichen Fürwort wieder aufnahm. Dies scheint mir ein getreues Abbild seines Gedankenganges zu sein. Wenn er sagte: „Die Gesetze der Natur, sie sind ewig und unveränderlich“, oder „Der Sauerstoff, er ist ein farbloses Gas“, so traten bei der Nennung des Hauptworts die Gesetze der Natur gewissermaßen auf Tafeln geschrieben oder der Sauerstoff als körperliches Gebilde vor sein geistiges Auge, und er las ihre Eigenschaften ab.

Wie ein roter Faden zieht sich von der frühesten Jugend bis zum Tode ein unstillbarer Forscherdrang und die Liebe zur Erkenntnis der Wahrheit durch sein Leben. Sie waren es, die ihn veranlaßten, in der Forschung nicht nur das Nötige, sondern ein Übriges zu tun und den Erkenntnissen seiner Wissenschaft auch Geltung zu verschaffen. Wer sich widersetzte und den Stürmer zurückzudrängen suchte, den ließ er seine kritische Geißel spüren, mochte er ein Deutscher oder Ausländer, hoch oder niedrig sein, und so hat er es nicht unterlassen, u. a. auch der preußischen Regierung für Unterlassungssünden gelegentlich tüchtig den Text zu lesen. Es war aber die aufrichtigste Gesinnung, die ihn hierzu trieb, und wenn er über das Ziel hinaus-

geschossen oder sich geirrt hatte, dann scheute er sich nicht, den Irrtum einzugestehen oder die alte Ansicht zu verlassen, und mehr als einmal hat er zu seiner Umgebung gesagt: „Ich mache mir nichts daraus, wenn mir andere die Federn ausreißen, die ich im Begriff war bei der nächsten Mauser selbst abzuwerfen. Nur den mag das bekümmern, dem keine Federn nachwachsen.“

Und der ihm von Natur eingepflanzte Forschungsdrang wurzelte in einem unendlich reichen Geiste. „Früher griff ich,“ so schreibt der alternde Liebig einmal seinem Freunde Mohr, „wenn sich mir eine Frage zeigte, wie mit der Hand in einen vollen Korb und nahm die Antwort heraus; jetzt muß ich schon lange nachdenken“.

So hat sich seine schöpferische Kraft in unvergänglichen Leistungen betätigen können. Eine gewaltige nationale Tat hat Liebig vollbracht. Mit kräftigen Armen hat er die verachtet darniederliegende deutsche chemische Wissenschaft aufgerichtet und mit jenem Feuergeiste beseelt, der sie zu Großtaten begeisterte, die heute die Welt bewundert. Aber weit über Deutschlands Grenzen hinaus hat er die Kulturentwicklung der ganzen Menschheit in neue, ungeahnte, nie dagewesene Bahnen geleitet: „Drum kann die Spur von seinen Erdentagen, nicht in Äonen untergehn.“

Anlagen.

Acta
der
philosophischen Fakultät zu Erlangen.

1823 Die Promotion
Fasc. 37. des Cand. phil. Liebig betr.

Erlangen, d. 20. Juni 1823.

Decane spectabil.!

Hochverehrte Herrn Kollegen!

Anliegend habe ich die Ehre, das Gesuch[1]) meines ehemaligen Schülers Liebig: die philosophische Doktorwürde betreffend, mit der ergebensten Bitte um gütige Willfahrung zu überweisen.

---

[1]) Dies Gesuch und das curriculum vitae sind nicht mehr vorhanden.

Durch meine Empfehlung erhält derselbe eine Pension von seinem Landesherrn, dem Großherzog von Darmstadt, und dieselbe hoffe ich verdoppelt zu sehen, so daß mein Zögling noch ein Jahr in Paris und dann in London und Stockholm (bei Berzelius) sich praktische Kenntnisse zu erwerben vermag, wenn es mir gelingt, durch das gewünschte Doktordiplom ein öffentliches Zeugnis der Tüchtigkeit des Bittenden dem Großherzog vorlegen zu können. Indes eilt die Sache, da ohne Liebigs und meine Schuld die litt. pet. in Darmstadt lange liegen geblieben sind.

Die Beantwortung einer Frage lege ich bei; sie zeugt von tiefer Kenntnis der Physik und Chemie und ich habe sie zum Drucke bestimmt für eines der nächsten Hefte des Repertoriums der Pharmazie[1]); ein Exemplar werde ich dann seinerzeit der hohen Fakultät statt dieses Manuskriptes zu überreichen die Ehre haben. Die Beantwortung neuer Fragen würde bei der grossen Entfernung und dem dringenden Bedürfnis Liebigs, bald mit dem Doktortitel beehrt zu sein, fast unmöglich werden.

Noch lege ich ein Exemplar des Repertoriums Band XIII Heft 2 bei, worin sich zwei Abhandlungen von Liebig befinden, die sehr gut aufgenommen worden sind; ich erbitte mir dieses Heft zurück und werde dagegen auf Verlangen ein anderes herbeischaffen.

Außerdem erscheinen noch von ihm in diesem Augenblicke mehrere kleine Abhandlungen in einem dänischen von Örsted besorgten und in einem französischen Journale. Biot, Vauquelin, Gay-Lussac u. m. a. achten ihn sehr und haben mir über seine Kenntnisse viel Schmeichelhaftes gesagt. Er könnte in Gießen promovieren, wünscht aber von derjenigen Fakultät promoviert zu sein, von welcher ich Mitglied bin. 66 Flor. liegen bei mir bereit. Dec. spect. und meine hochv. Herren Kollegen würden durch Gewährung der Bitte sehr verbinden

Ihren

ergebensten Kastner.

---

[1]) Wie verhält sich die Mineralchemie zur Pflanzenchemie? so lautete die Frage. Die Beantwortung Liebigs war weder in den Akten aufzufinden, noch ist sie im Repertorium der Pharmazie erschienen. Über die möglichen Gründe s. S. 138, Zeile 19—32.

Bericht des Dekans Dr. Rothe an die Fakultät.

Hochzuverehrende Herren Kollegen!

Beiliegendes, von unserem verehrten Herrn Kollegen, hochwohlgeb. Kastner mir gestern übersendetes und von demselben in einem Begleitungsschreiben teilnehmend empfohlenes Gesuch des Herrn Justus Liebig aus Darmstadt (eines ehemaligen Schülers dieses, unseres Herrn Kollegen), der auch auf unserer Universität mehrere Vorlesungen gehört hat, um die philosophische Doktorwürde, bringe ich hiermit nebst Beilagen zur ungesäumten Vorlage.

Ich lege vor: 1. litter. petit. 2. curriculum vitae (beide nach meiner Ansicht in sehr gutem Latein geschrieben). 3. Die deutsche Beantwortung einer von Herrn Hofrat Kastner ihm vorgelegten Frage: Wie verhält sich die Mineralchemie zur Pflanzenchemie? 4. Ein Exemplar des Repertoriums für die Pharmazie, herausgegeben von unserem Kollegen Kastner, worin sich zwei Abhandlungen des H. Kandidaten (Seite 280 und 300) befinden, das sich aber unser Herr Kollege nachher wieder zurückerbittet, und 5. das oben erwähnte Begleitungsschreiben.

Aus letzterem geht hervor, daß die unter 3. aufgeführte Beantwortung zum Druck bestimmt ist, daher H. Kollege Kastner sich das Manuskript zurückerbittet, um in der Folge statt dessen ein gedrucktes Exemplar den Promotionsakten beizulegen.

Ich würde vorschlagen, gedachte Beantwortung als Inauguraldissertation zu betrachten, und als solche auf dem Diplom aufzuführen, wenn der Herr Kandidat nicht noch eine besondere Inauguraldissertation de luce et calore in der litt. pet. noch nachzuliefern versprochen hätte.

Ich schlage vor, daß diese mir ganz unbedenklich scheinende Promotion eines so würdigen, von unserem Herrn Kollegen so warm empfohlenen Kandidaten schleunigst vollzogen und das Diplom hierüber unumgänglich ausgefertigt werde, und bitte nur noch um die Bestimmung, ob der, erst in der Folge zu leistenden Inauguraldissertation auf dem Diplom gedacht werden soll oder nicht, und in welchem Falle mit welchen Worten?

Die Gebühren mit 66 fl. liegen bei unserem Herrn Kollegen

Hochwohlgeb. Kastner nach seiner Erklärung im Begleitungsschreiben bereit.

Hochachtungsvoll verharrend

Erlangen, den 21. Juni 1823. D. Heinrich August Rothe
d. Zt. Dekan.

„Über die Hauptfrage trete ich spect. Decano, und über die Nebenfrage dem Wunsche ill. Kastneri et futuris majoribus bey.

Breyer.“

„Ich trete ebenfalls Spectabili Decano bey, mit der Bemerkung, daß auf dem Diplom durchaus eine wirklich gelieferte Dissertation genannt werden müßte, folglich nur die unter 3. genannte über das Verhältnis der Mineralchemie zur Pflanzenchemie aufgenommen werden könne.

D. Mehmel.“

Die Promotion wurde somit ohne Widerspruch vollzogen, und nachdem der Akt an Kastner zurückgegangen war, schrieb dieser noch darauf:

„Ich wünsche, daß, wie bei Bischoff der Dissertation gar nicht auf dem Titel gedacht werde, und danke verbindlichst für die Gewährung meiner Bitte.

Kastner.“

Benutzte Literatur.

Justus von Liebig. Eigenhändige biographische Aufzeichnungen. Mitgeteilt von Dr. Georg Frhr. von Liebig. Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft Bd. 23, Abt. III, S. 817 u. ff.

Die Tagebücher des Grafen von Platen, herausgegeben von Laubmann, Bd. II.

Carrière, Liebig und Platen. In des Verf. Lebensbildern. Leipzig 1890.

F. Mohr, Justus von Liebig, ein Mann der Wissenschaft und des Lebens. Westermanns Monatshefte 1873, S. 583.

Hase, Ideale und Irrthümer. Leipzig, Brockhaus. 1873.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Sitzungsberichte der Physikalisch-Medizinischen Sozietät zu Erlangen

Jahr/Year: 1901-1903

Band/Volume: 35

Autor(en)/Author(s): Henrich Ferdinand

Artikel/Article: Aus Justus Liebigs Lehr- und Wanderjahren. 125-158